

★ ★ ★  
**MYSTERY  
GIRL**

**DAVID  
GORDON**

★  
**ROMAN**

★  
**SUHRKAMP**

David Gordon  
**MYSTERY  
GIRL**

Roman  
Aus dem Englischen von  
Stefanie Jacobs



Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
*Mystery Girl*  
bei Thomas & Mercer.

Umschlagfoto: Hans Neleman / Getty Images

Erste Auflage 2014  
suhrkamp taschenbuch 4528  
Deutsche Erstausgabe  
© Suhrkamp Verlag Berlin 2014  
© 2013 by David Gordon  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Umschlaggestaltung: Werbeagentur ZERO, München

Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-46528-8

**6** Es war eine Adresse in Koreatown. Sie war nicht schwer zu finden. In der Straße, einem Sammelsurium heruntergekommener alter Häuser und frisch renovierter Kuriositäten, deren einst idyllische Schindelfassaden jetzt mit Gipsputz zugekleistert und mit Satellitenschüsseln übersät waren, hob sich der niedrige Bungalow, vor dem ich parkte, durch einen Hauch von sympathischer Nachlässigkeit ab. Von dem weißen Zaun blätterte die Farbe ab, die Bäume da-

hinter waren alt und ausladend. Ihre Wurzeln hatten den Betonweg, der sich zu einer großen Veranda schlängelte, bersten lassen wie tauendes Eis. Im Schatten des Dachvorsprungs lag eine dunkle Holztür mit einem rautenförmigen Fenster aus gelbem Glas.

Jackett und Krawatte zog ich erst an, nachdem ich geparkt hatte, denn das Auto mit Klimaanlage hatte meine Frau mitgenommen, und allmählich wurde es heiß. (Herbst in L.A., die Jahreszeit für Brände, Erdbeben und apokalyptische Stürme; alles heizt sich auf, während der Rest der Welt abkühlt.) Ich schnappte mir meine gute lederne Aktentasche samt Lebenslauf, Eiweißriegel und ein paar Büchern, die ich noch schnell reingeworfen hatte, damit sie nicht so leer aussah (*Bildnis einer Dame*, *Tagebuch eines Diebs* und ein Band Proust). Auf dem Weg lag eine Sonderausgabe der *New York Times*, ich hob sie auf und läutete. Nach einer Weile öffnete sich die Tür einen Spalt breit, und eine sehr kleine und sehr runde Koreanerin spähte heraus.

»Hallo«, sagte sie mit starkem Akzent.

»Einen schönen guten Tag«, erwiderte ich. Eigentlich wollte ich weitersprechen und sagen, dass ich einen Termin mit Mr. Lonsky hätte, aber sie machte die Tür wieder zu. Dann öffnete sie sie noch einmal.

»Mark?«, fragte sie.

»Nein, nicht Mark. Ich heiße Samuel. Eigentlich Sam. Sam Kornberg.«

»Sie seigen Mark? Diensmark?«

»Ach, eine Dienstmarke«, sagte ich. »Nein, keine Dienstmarke. Ich weiß trotzdem nicht, was Sie meinen.«

»Kein Polisei?«

»Nein.«

»Okay.« Sie lächelte und schloss den Spalt wieder. Ich sah noch einmal auf die Adresse, um sicherzugehen, dass ich

richtig war. War das hier ein offizielles, sehr höfliches Dealer-Domizil? Wieder ging die Tür auf.

»Norman?«

»Nein, ich heiße auch nicht Norman. Ich bin Sam.«

»Nein.« Sie sprach jetzt extra für mich ganz langsam, so als würde sie es noch einmal für Grenzdebile erklären. »Sie – sind – Mormon.«

»Mormone? Nein, ich bin kein Mormone. Sorry. Ich bin jüdisch.«

»Okay«, sagte sie noch einmal, immer noch lächelnd, und schloss den Spalt wieder. Ich wollte gerade die Flinte ins Korn werfen, als ich hörte, wie drinnen mehrere Riegel zurückgeschoben und Schlösser aufgeschlossen wurden, woraufhin die Tür mit dem Geräusch einer sich hebenden Zugbrücke aufschwang. Mit dem wunderbar verstohlenen Winken asiatischer Frauen bat mich die Koreanerin herein, verriegelte hinter mir sämtliche Schlösser und hievte zum Schluss einen dicken Holzbalken, den sie kaum heben konnte, quer über die Tür.

Das Wohnzimmer war durch und durch altdamenhaft eingerichtet, mit Plastikschutzbezügen auf den Polstermöbeln und Läufern auf dem dicken, blütenreinen weißen Teppich. Weiße Lamellenvorhänge schirmten die Sonne ab. Es gab drei Fernseher, allesamt eingeschaltet; auf zweien lief Baseball, auf einem Fußball. Auf dem Couchtisch standen drei Telefone. Wie ein Blickfang saß mitten im Raum in einem gepolsterten weißen Lehnstuhl eine kleine weiße alte Dame, die sogar noch kleiner war als die Koreanerin und deutlich mürrischer. Über einer roten Polyesterhose trug sie eine rosafarbene Bluse. Ihr weißes Haar hatte einen leichten Violettstich, und sie trug eine große rote Sonnenbrille mit runden Gläsern. Ihre Lippen waren knallrot geschminkt, zwischen zwei knochigen Fingern mit rotlackierten Nägeln

hielt sie die längste und dünnste Zigarette, die ich je gesehen hatte, und in der anderen Klaue einen Fächer Spielkarten. Die Koreanerin setzte sich auf die Couch, nahm eine Handvoll Karten, die verdeckt auf dem Tisch gelegen hatte, und beäugte misstrauisch ihre Gegnerin.

»Sind Sie Sols Kumpel?«, fragte die weiße alte Dame. Sie war die vom Telefon.

»Ja, also, ich wollte zu Mr. Lonsky, weil ...«

»Solly«, schrie sie und unterbrach mich. »Sol! Komm mal raus! Tut mir leid wegen Snow Moon«, sagte sie, wieder in meine Richtung, »weiße Männer im Anzug machen sie nervös.«

»Ja, mich auch«, sagte ich und versuchte, freundlich zu lächeln, auch wenn ich mir allmählich so meine Gedanken machte, was das hier überhaupt für eine Konstellation war. »Sie bringen selten gute Neuigkeiten.«

Aus dem Inneren des Hauses näherte sich ein weißer Mann im Anzug. Zuerst war er nur ein Schatten, eine dunkle Silhouette im dunklen Flur.

»Ist die Tür verriegelt?«, fragte die sonore Stimme, die ich vom Telefon kannte.

Die alte Dame sah Snow an, verdrehte die Augen und schrie, »Jaa, Solly, die ist zu.«

»Das sehe ich auch, Mutter«, dröhnte der dunkle Umriss wie Moses vom Berg. »Aber ist sie auch abgeschlossen?«

»Herrgott noch mal, ja, sie ist abgeschlossen!«

»Sehr gut«, sagte er und trat ins Licht. Er war, gelinde gesagt, ein Koloss. Er war fett – unfassbar, unglaublich, unsäglich fett, mit Fingern wie Hotdogs, Wangen wie Fleischballons und wabbelnden Doppel-D-Brüsten, die bei jedem Schritt wie Hundewelpen in seinem Hemd herumsprangen. Aber er war keiner von den Leuten, die mit weniger Pfunden auf den Rippen eine normale Größe gehabt hätten. Er war

einfach riesig, in jeder Hinsicht überdimensional. Er maß mehr als zwei Meter und hatte Schultern, breiter als der Türrahmen. Von seiner hohen, panzerartigen Stirn erhob sich eine zehn Zentimeter dicke Matte aus schwarzem und grauem Haar. Jede seiner Pranken war so groß wie ein Schinkenbraten. Allein sein Kopf, archaisch und königlich wie der einer ausgegrabenen Marmorbüste, musste fünfzig Pfund wiegen. Er war sehr blass, hatte eine schmale Häuptlingsnase und erhabene, dichtstehende Augenbrauen, seine vollen, wulstigen Lippen erinnerten an Streifen von blutigem Roastbeef, und seine großen, feucht schimmernden schwarzen Augen glitten wie Haie in diesem goldfischglashaften Kopf hin und her, bevor sie hinter schweren Lidern verschwanden. Seine Ohren glichen zwei rosa leuchtenden, spiralförmig gewundenen Seemuscheln, und sein Hals war dicker als mein Bein. Er trug einen cremefarbenen Leinen-Dreiteiler mit Bundfaltenhose und einem Jackett mit vier Knöpfen, ein malvenfarbiges Hemd, dazu eine schokoladenbraune Krawatte und hochglanzpolierte Schuhe. Ich war sprachlos. Allein seine Schuhe, spitz, hell und mit dünnen Sohlen, schlugen einen sanftmütigen Ton an. Er kam schnell auf mich zu, unerwartet leichtfüßig und anmutig, so als würde ihn seine massive Statur nicht belasten, sondern geradezu beschwingen, einer Boje gleich emporstreben lassen, während sich meine eigenen dünnen Beine in ihren klobigen Stiefeln ängstlich am Boden festklammerten.

»Mr. Kornberg, nehme ich an«, ließ er verlauten.

»Mr. Lonsky, es freut mich sehr, Sie kennenzulernen. Das hier habe ich auf dem Weg gefunden.«

»Ah ja. Die Zeitung«, sagte er, klemmte sie sich unter den Arm, bevor er meine Hand behutsam in seine weiche Pranke nahm und mir offen in die Augen blickte. Im Gegensatz zu allen anderen zuckte er nicht zusammen. Er lächelte.



»Ich kann sie nicht selbst hereinholen, wissen Sie. Allergien.«

Mrs. Lonsky schnaubte daraufhin höhnisch, ohne jedoch von ihren Karten hochzusehen. Sie legte eine ab, und Snow Moon nahm sie mit unbewegtem Gesichtsausdruck auf. Lonsky zog die Stirn in Falten.

»Kommen Sie, wir gehen in mein Arbeitszimmer und unterhalten uns ein wenig. Snow, Tee bitte. Tee macht mich weniger nervös als Kaffee.«

Snow lächelte und wollte aufstehen, aber die alte Dame bedeutete ihr mit einer Handbewegung, sich wieder zu setzen. »Scheiß auf den Tee. Wir spielen doch hier gerade. Und außerdem« – sie sah zu mir hoch und blinzelte – »hat Solly doch jetzt einen Assistenten.« Sie lachte herzlich, und die lange, dünne Zigarette zwischen ihren Lippen wippte auf und ab. Snow Moon kicherte hinter ihrem Kartenfächer. Würdevoll lächelte Lonsky auf sie hinab.

»Folgen Sie mir«, sagte er.

Er führte mich durch einen Flur voller alter Fotos in ein anderes Zimmer mit deckenhohen Regalen voll alter Bücher und einem riesigen Schreibtisch mit Ledereinlage. Auch wenn ich es mir nicht genau ansehen konnte, erhaschte mein Trödlerauge einen Blick auf das Gesamtwerk Freuds, den kompletten Shakespeare, den kompletten Holmes, sämtliche Bände von Rousseaus *Bekenntnissen* und das komplette mehrbändige *Oxford English Dictionary*. Ein Sammler. Außerdem gab es ein Schachbrett, auf dem offenbar gerade ein Spiel im Gange war, ein Klavier mit Stapeln von Noten, eine staubige Geige sowie eine Sammlung von Knochen, Steinen, Tierschädeln, kleinen geschnitzten Statuen und antiken Keramikschalen. Solar ließ sich in seinen Sessel sinken, breit und tief wie ein lederner Thron. Er blätterte die *Times* durch, nahm einen Teil heraus, faltete ihn auseinander, zusammen,

nochmals auseinander und schlug dann das Kreuzworträtsel auf. Er nahm einen Füllfederhalter aus Gold und Onyx zur Hand.

»Zeit?«, fragte er mich.

»Bitte? Ach so.« Ich sah auf meine Uhr. »Kurz nach vier.«

»Bitte seien Sie möglichst präzise.«

Ich sah noch einmal auf die Uhr. Gehörte das schon zum Vorstellungsgespräch? Hatten wir schon angefangen? Ich wartete, bis die Minutenzahl umsprang.

»Es ist jetzt genau ... 16.02 Uhr.«

Solar begann mit dem Kreuzworträtsel und fegte in einem Zug von links nach rechts, so als würde er eine Einkaufsliste notieren. Er sprach beim Schreiben weiter, ohne den Blick zu heben.

»Sie möchten also gern als Privatermittler arbeiten.«

»Ja, sehr gern«, sagte ich, etwas erleichtert darüber, dass das eigentliche Vorstellungsgespräch nun begonnen hatte, aber immer noch abgelenkt von seinem Gekritzel. Anscheinend trug er zuerst alle waagerechten Begriffe ein, einen nach dem anderen. »Ich habe Ihnen meinen Lebenslauf mitgebracht.« Ich öffnete meine Aktentasche und wühlte in dem Durcheinander.

»Das wird nicht nötig sein«, sagte er ohne aufzublicken. »Sie kommen aus New Jersey. Sie haben wahrscheinlich ein gutes College besucht, vielleicht in New York. Beruflich hatten Sie mit Büchern zu tun, vielleicht in der Verlagsbranche, wahrscheinlich jedoch eher in einem Antiquariat, auch wenn die zunehmend zu knapsen haben. Irgendjemand aus Ihrem näheren Umfeld, eine Frau, arbeitet in der Modebranche. Sie sind verheiratet. Aber ich fürchte, Sie haben in letzter Zeit auch auf diesem Gebiet einige Schwierigkeiten.«

Ich lachte nervös. Ich muss zugeben, dass mir sogar ein wenig mulmig war.

»Woher wissen Sie das alles? Aus dem Internet?«

Er lachte, noch immer ununterbrochen kritzelnd. Jetzt füllte er die senkrechten Kästchen aus.

»Ich habe lediglich genau hingesehen, Mr. Kornberg. Dass Sie aus dem Garden State kommen, habe ich Ihnen angehört. Allerdings wurde das Näseldnde dieses Dialekts ein wenig geglättet, was auf eine bessere Bildung schließen lässt. Außerdem haben Sie in Ihrer Aktentasche eine feine und breitgefächerte Auswahl an Büchern, die eine deutlich größere Hausbibliothek erahnen lässt. Ich nehme an, Sie haben sich wahllos ein paar gegriffen, um damit Ihre Tasche zu füllen?«

Ich nickte ertappt. Er fuhr fort: »Sie sind folglich ein ernsthafter Leser und haben vielleicht beruflich mit Literatur zu tun. Die Bücher selbst sind jedoch alte und reichlich zerlesene Exemplare, und mir ist auch nicht entgangen, dass Sie sofort einige der besseren Stücke in meiner eigenen Sammlung zur Kenntnis genommen haben, was möglicherweise auf eine Tätigkeit im Antiquariat schließen lässt. Sie tragen einen Dries-Van-Noten-Anzug aus der Herbstkollektion vom letzten Jahr. Auch wenn ich selbst ausschließlich maßgeschneiderte Anzüge trage, da ich mich außerhalb der gängigen Konfektionsmaße bewege, weiß ich, dass Mr. Van Noten sowohl ein teurer als auch exklusiver Designer ist, eine viel zu distinguierte Wahl für einen durchschnittlichen Büchermenschen, es sei denn, in seinem näheren Umfeld gibt es jemanden, der ihn beraten hätte und der eher esoterisches Wissen über Kleidung zu haben scheint. Dessen ungeachtet ist es ein Stück aus dem letzten Jahr und ganz und gar kein Sommeranzug, weshalb ich vermute, Sie haben ihn reduziert erstanden, vielleicht bei einem der Privatverkäufe, zu denen Brancheninsider eingeladen werden. Außerdem tragen Sie eine billige Armbanduhr, Ihre Schuhe sind nicht ge-

putzt und die Sonnenbrille in Ihrer Hemdtasche ist mit Klebeband repariert, alles Anzeichen dafür, dass Sie sonst nicht unbedingt zu ausschweifenden persönlichen Ausgaben neigen. Dass Sie verheiratet sind, lässt sich unschwer an Ihrem Ring erkennen. Ich vermute daher, Ihre Frau hat Ihnen den Anzug gekauft. Aber Sie haben heute Morgen beim Rasieren eine Stelle unter der Nase übersehen, und Ihre Krawatte hat einen Kaffeefleck, beides Dinge, die eine fürsorgliche Ehefrau, erst recht eine mit einer Vorliebe für Dries, höchstwahrscheinlich bemerkt hätte. Es kann natürlich sein, dass Ihre Frau nur verreist ist. Allerdings fürchte ich – so ungern ich das sage –, das Problem ist schwerwiegender.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte ich und bemühte mich um ein lockeres Lächeln.

»Das sehe ich an Ihren Augen«, sagte er. Er knallte Papier und Stift auf den Tisch. »Die Zeit!«

Erschrocken blinzelte ich ihn an.

»Die Zeit«, sagte er noch einmal, diesmal lauter. Ich sah auf meine Uhr.

»16.05 Uhr.«

»Nicht schlecht für einen Freitag«, erwiderte er, dann zeigte er mit dem fleischigen Finger auf mich. »Außerdem haben Sie die Zeit nicht sofort gestoppt.«

»Tut mir leid.«

Majestätisch erhob er sich und strich seine Bügelfaltenhose glatt. »Nun, ich bin zufrieden, und falls das auch für Sie gilt, wäre es mir lieb, Sie würden sofort anfangen. Der Fall, den ich zu Referenzzwecken ›Mystery Girl‹ nenne, ist in vollem Gange und steht kurz vor dem Durchbruch.« Er hielt inne und sah mich eindringlich an. »Sollten Sie sich das nicht notieren?«

»Oh, sorry«, rutschte es mir heraus, und ich klopfte meine Taschen ab, so als könnte in einer davon ein Notizbuch

sein. Mir war gar nicht klar gewesen, dass ich schon eingestellt war. In der Innentasche meines Jacketts fand ich einen alten Kuli, und unter Lonskys Blick schrieb ich »Mystery Girl« auf die Rückseite meines Lebenslaufs. Zufrieden fuhr er fort:

»Ihr Name ist Ramona Doon. Sie wohnt in den Coconut Court Apartments auf dem Spaulding Square. Nummer fünf. Gegen sechs Uhr sollte sie dort wieder eintreffen. Fahren Sie um diese Zeit hin, am besten über die Fountain Avenue. Ich möchte, dass Sie vor ihrem Haus warten und ihr folgen, falls sie das Haus verlässt. Machen Sie sich detaillierte Notizen und erstatten Sie mir anschließend persönlich Bericht, sobald Sie sicher sind, dass sie wieder gut zu Hause angekommen ist. Ganz egal um welche Uhrzeit.«

»Gut«, sagte ich, immer noch ein wenig erschrocken, dass ich den Job hatte, und nicht hundertprozentig sicher, ob ich ihn überhaupt wollte.

»Und achten Sie bitte darauf, dass Sie weder von der Dame noch von irgendjemand anderem bemerkt werden.« Wie die Statue eines Generals zu Pferd sah er auf mich herab. »Das ist wichtig.«

»Okay.« Ich nickte, schrieb: »NICHT bemerken lassen« und unterstrich es.

Er nickte anerkennend. »Leider erlaubt es mein Gesundheitszustand nicht, dass ich die Angelegenheit selbst in die Hand nehme. Deshalb riskiere ich es stattdessen, Ihnen zu vertrauen. Ihrem Mut, Ihrer Loyalität und Ihrer Diskretion.«

»Ist es wegen Ihrer Allergien?«, fragte ich.

»Was? Ach so, ja, unter anderem.« Er sah mich nachdenklich an. »Zur Sicherheit sollten Sie vielleicht eine Verkleidung tragen.«

»Eine Verkleidung?«

»Können Sie in hochhackigen Schuhen gehen? Beherrschen Sie irgendeine Fremdsprache?«

»Nein, leider nicht.«

»Nun ja, dann versuchen Sie wenigstens immer, einen klaren Kopf zu bewahren. Das kann über Leben und Tod entscheiden.« Bevor ich mir das auf der Zunge zergehen lassen konnte, zog er einen Hundert-Dollar-Schein aus der Hosentasche und drückte ihn mir in die Hand. »Nehmen Sie das als Vorschuss, Sie sind ja knapp bei Kasse.« Schnell bugsierte er mich aus dem Zimmer und durch den Flur zurück ins Wohnzimmer, wo seine Mutter und Snow jetzt nebeneinandersaßen und sich über einen langen Papierstreifen aus einer Rechenmaschine beugten. »Vergessen Sie nicht, ein Fahrtenbuch zu führen«, fuhr Solar fort. »Snow, meinen Tee, bitte.«

Sie wollte aufstehen, aber Mrs. Lonsky hielt sie zurück.

»Wir sind gerade beschäftigt, Sol. Sie hilft mir bei der Tagesabrechnung.«

Ungeduldig beugte er sich über die beiden und warf einen flüchtigen Blick auf den Zettel.

»Zehntausendsechshundertzweiundvierzig«, verkündete er.

Snow drückte auf die Rechenmaschine und lächelte.

»Wow«, sagte ich und konnte es mir gerade noch verkneifen, begeistert in die Hände zu klatschen. Aber Mrs. Lonskys Miene verfinsterte sich.

»Solar, ich muss dich mal unter vier Augen in der Küche sprechen.«

»Einen Moment, Mutter«, sagte Lonsky und wandte sich zu mir. »Na, gehen Sie schon, Kornberg. Und tun Sie Ihr Bestes.«

»Natürlich«, sagte ich. »Aber wie funktionierte denn dieser Trick gerade?«

»Trick?«

»Na, das mit den Zahlen.«

Lonsky lächelte.

»Das nennt sich Addition, Kornberg.« Er lachte. »Addition.«

Ich verließ das Hause Lonsky verwirrt, aber auch in freudiger Erregung. Ein Job! Zugegeben, es war der seltsamste in einer ohnehin schon seltsamen Erwerbsbiografie, weshalb mein Lebenslauf aussah wie der eines Vollspacken mit ADHS – wenn man nicht gerade mit Zaubertinte *Heimlicher Schriftsteller* hinzufügte. Aber wenigstens war es ein Job, und er hatte nichts mit Schreiben zu tun und wurde bezahlt, genau was die Gattin bestellt hatte. Ich beschloss, ihn erst einmal zu behalten, dann hatte ich bei der Therapiesitzung immerhin was vorzuweisen. Anrufen und abspringen konnte ich ja später immer noch, falls ein besseres Angebot reinkam. Und der druckfrische Hunderter, der da scharfkantig zusammengefaltet in meiner Hosentasche steckte, war auch nicht übel.

Trotzdem spürte ich, während ich mich auf dem Weg zu der Paartherapeutin in West Hollywood durch den schlep-penden Verkehr auf dem Beverly Boulevard von roter Ampel zu roter Ampel schlängelte, wie mein wundes Herz wieder schmerzhaft zu pochen begann: In dieser Praxis würde ich meine Frau treffen, mit der ich einen Termin hatte, um unsere Liebe neu zu verhandeln, jene Liebe, die wir uns auf ewig geschworen hatten. Wie es aussah, stand eine Neuverhandlung der Ewigkeit an, und zwar heute.

**7** Ich war zeitig dort, musste aber immer ausgedehntere Runden durch das Viertel fahren, bis ich fünf Blocks weiter einen legalen und kostenlosen Parkplatz fand. Schließlich

erreichte ich im Laufschrift aufgeregt den Eingang. Ich schwitzte in meinem dicken Wollanzug (Lonsky hatte vollkommen richtig gelegen), wischte mir das Gesicht mit der Krawatte ab und öffnete die Tür zur Praxis. Lala, meine Frau, wartete schon. Lala ist Mexikanerin (halb indigener und halb spanischer Abstammung, eine dieser ungezähmten Schönheiten: langes schwarzes Haar, grüne Augen in einem ovalen Gesicht, ein zierlicher Körper mit schmalen Schultern und winzigen Händen und Füßen, der ihre runden, mit jeder Bewegung wippenden und wogenden Brüste und Pobacken beinahe überreif wirken ließ, und ein weicher, glatter Bauch, der verführerisch zwischen ihrer Jeans und dem Top hervorlugte, geschmückt durch einen tiefen Nabel mit einer kleinen Narbe, die von einem missglückten Piercing herrührte, und, wenn man ganz genau hinsah, ein paar winzigen goldenen Härchen im Inneren), und ihr richtiger Name lautet Eulalia Natalia Santoya de Mariás de Montes. Aber weil das klingt wie die Inschrift von irgendeinem historischen Nonnengrabstein, benutzt sie meist den Namen Natalia Montes oder, noch weniger klangvoll, aber dafür verheirateter, Natalie Kornberg. Als ich damals ihren ganzen Namen erfuhr, nannte ich sie Eulalia oder benutzte eine der vielen Koseformen: Lali, Lalia, Yuli, bis der perfekte Kosename feststand: meine kleine Lala.

Lala arbeitet in einer Haute-Couture-Modeboutique (soll heißen, ein Laden bestückt – oder auf kunstvolle Weise unbestückt – mit Kleidungsstücken, die für meine Begriffe entweder zu kompliziert sind, um sie zu tragen, oder zu schlicht für solche horrenden Preise) und ist stets bis ins kleinste Detail durchgestylt. Heute trug sie hohe Lederstiefel über einer engen Jeans, eine dünne Spitzenbluse, eine enganliegende Kaschmir-Strickjacke und ein Tuch aus einem Wollstoff. Ihre Armreifen und Ohrringe klimperten. Ihre roten Lippen lä-



chelten. Ihre Augen glänzten. Sie sah so gut aus, dass es einen fast schon wütend machen konnte.

»Wow, gut siehst du aus«, sagte sie.

»Danke.« Ich warf ihr einen finsternen Blick zu. »Wie geht's dir?«, fragte ich und setzte mich neben sie auf die Couch. Wir befanden uns in einer Art Mini-Wartezimmer, eigentlich bloß der Flur zwischen Eingangstür und Sprechzimmer, in dem die Couch, ein Stuhl und ein Tisch mit Zeitschriften standen.

»Sehr gut, danke«, sagte sie. »Ich fahre übers Wochenende mit Maggie auf Einkaufstour nach New York. Ist das nicht fantastisch?«

»Kann man wohl sagen.« Ich versuchte, ihr Lächeln zu erwidern.

»Ich bin total aufgeregt.« Sie beugte sich vor und setzte ein besorgtes Gesicht auf. »Wie geht es dir?«

Das war die Lala, die ich hassen gelernt hatte. Die gekünstelte. Selbst in meinem Zustand war mir klar, dass es ihr wahrscheinlich nicht so blendend ging, wie sie vorgab. Sie war nervös, ihre Euphorie war eine Verteidigungsstrategie. Trotzdem, die Wahl ihrer Verteidigung war eine Beleidigung für mich: diese hirnlose Hollywood-Herzlichkeit und dieser ölige Optimismus, die es ihr erlaubten, mit mir, dem Mann, mit dem sie seit (fast) fünf Jahren (fast) jede Nacht das Bett geteilt hatte, zu sprechen wie mit einem entfernten Bekannten. Ganz zu schweigen von der herablassenden Frage, wie es mir gehe, als wäre ich ein Krüppel, den sie besuchen gekommen war, und nicht der Mann, dessen Herz sie durchbohrt hatte.

»Ganz gut«, sagte ich. »Ich hab einen kostenlosen Parkplatz gefunden. Andererseits hat mich meine Frau verlassen.« Lala zog ein säuerliches Gesicht und blickte wütend auf ihre roten Nägel, Mini-Juwelen an den Enden ihrer kurzen, kindlichen Finger. Jetzt fühlte ich mich mies. So gewann ich

sie bestimmt nicht zurück. »Tut mir leid«, sagte ich. »Ich bin bloß traurig und aufgewühlt.« Das heiterte sie ein wenig auf.

»Keine Sorge«, erwiderte sie. »Das ist alles nur zu unserem Besten. Ich glaube, wir müssen da drauf drücken, wenn wir so weit sind.« Der Knopf mit dem Lämpchen daneben erinnerte an einen Hochsicherheitstrakt. »Bei Ankunft bitte klingeln«, stand auf einem kleinen Schild neben der Tür. Sie zögerte einen Moment, bevor sie den Knopf drückte, so als würde er unser weiteres Schicksal in Gang setzen. »Ich bin nervös«, sagte sie und runzelte die Stirn. Da schimmerte sie für einen kurzen Augenblick durch, meine alte Lala, und um ein Haar hätte ich gekichert. Dann rief ich mir ins Gedächtnis, dass sie es war, die uns hierher gebracht hatte, und wurde wieder sauer. Sie drückte auf den Knopf, und das Lämpchen leuchtete rot auf.

Wie hatte es so weit kommen können? Ich war vollkommen sprachlos angesichts meines Totalverlusts, wie jemand, der mal eben Milch holen gegangen war und plötzlich im Streckverband im Krankenhaus aufwachte. Warum wir jetzt in Therapie gingen, darüber konnte ich nur ansatzweise spekulieren, denn tief im Inneren begriff ich nicht einmal, dass wir tatsächlich verheiratet waren: Lala war für mich ein so einzigartiger Mensch, dass sie sich nicht in Kategorien wie Freundin, Geliebte oder Ehefrau einordnen ließ. Als ich zu Beginn unserer Ehe auf der Bank oder beim Bäcker Sätze hörte wie: »Ihre Frau hat eine Bestellung aufgegeben« oder »Ihre Frau sagte ...«, war ich völlig perplex, wollte schon fragen: »Wer?« Sie ist nicht meine Frau. Sie ist meine Lala. So glaubte ich zumindest, und es wurde mir zum Verhängnis: Wir waren nicht einzigartig. Eigentlich waren wir ein ganz normales Paar mit ganz normalen herzerreißenden Problemen und einer ganz normalen, scheinbar unauslöschlichen

Liebe, die verglimmen oder im Schlaf erstickt werden konnte. Unsere Tragödie nahm ihren Lauf wie jede andere, die ich in Supermärkten, Bars und auf Parkplätzen miterlebt hatte. Jetzt, auf der Couch, krabbelte ihre rechte Hand im Krebsgang zu meiner und drückte sie einmal, bevor sie wieder in den Schoß glitt und unter der Linken verschwand. Mein Herz schwoll an wie eine Flut, wogte in meiner Brust auf und zog sich wieder in seine Tiefen zurück. Die Tür des Sprechzimmers ging auf. Eine gütige alte Dame mit runder Brille, einem rosafarbenen Pullover und einer dunklen Bundfaltenhose blinzelte uns an. »Sie sind sicher Natalia und Sam«, sagte sie mit einem herzlichen Lächeln. »Ich bin Gladys. Kommen Sie doch herein.«

**8** Die Praxis war in so einer Art New-Age-Omi-Stil eingerichtet – bedruckte Stoffe, Polstermöbel in Rosa und Creme kombiniert mit Kerzen, Buddhas und Sonnenuntergangspostern, die zum »Annehmen und Angehen« aufforderten. Wir saßen auf den Enden der Couch, einander zugewandt wie auf einer Wippe. Gladys, vor uns auf einem Stuhl, bildete die Spitze eines Dreiecks. »Nun«, begann sie, beugte sich erwartungsvoll vor und presste die Hände zusammen, so als warteten wir nur auf ihren Startschuss zum Geschenkeauspacken. »Was führt uns hier zusammen? Wer möchte beginnen?« Mir fiel auf, dass sie einen Diamantring und einen goldenen Ring hintereinandergesteckt an einem ihrer knotigen Finger trug.

Ich sah meine Frau an, die meinen Blick erwiderte. Ihre zusammengezogenen Augenbrauen waren eine einzige Aufforderung zum Reden, wie im Restaurant, wenn es ihr zu peinlich war, Brot nachzubestellen.

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Es war Lalas Idee. Ich meine,

Natalies.« Ich zwinkerte und nickte ihr kaum merklich zu.  
»Du erzählst.«

»Gut, okay, dann fang ich mal an«, sagte sie, als würde sie mir einen Gefallen tun, und zog einen Notizblock heraus. Ich erhaschte einen Blick auf eine lange Aufzählung ähnlich ihrer Geschenkeliste (Geschenke für sich selbst), die sie vor Weihnachten und vor ihrem Geburtstag großzügig unter Freunden und Verwandten verteilte. Ihre unverhohlene und irgendwie kindliche Freude an Dingen hat mich immer verblüfft, vor allem am Anfang hatte sie etwas Hinreißendes. Ich war das verwöhnte Mittelklassekind, dem nie irgendein Wunsch einfiel und das nicht verstand, warum es eine neue Jeans brauchte, wenn es doch schon eine hatte. Sie war das arme Mädchen aus einer kargen ländlichen Gegend in Mexiko, auf dessen langen Listen neben wilden Wunschträumen wie Kameras und Armbanduhren auch Dinge wie »Socken«, »gute Bücher« und »schönes Briefpapier samt Umschlägen (verschiedene Farben)« standen. Bei der Vorstellung, wie sie diese regenbogenfarbenen Blätter mit ihrer kleinen, sauberen Handschrift beschrieb, in einen Umschlag steckte, versiegelte und an ihre Freundinnen verschickte, die alle im Umkreis von ein paar Meilen wohnten, wollte ich sie so fest an mich drücken, dass sich das arme kleine Mädchen von damals nachträglich umarmt fühlte.

Die Liste, die sie nun in Händen hielt, weckte in mir allerdings nicht direkt den Wunsch, sie zu umarmen. Soweit ich das erkennen konnte, war sie länger als die für den Weihnachtsmann.

»Meine Güte«, murmelte ich. »Da kommt ja ganz schön was zusammen.« Etwas kleinlaut wandte ich mich an Gladys.  
»Ich hatte ja keine Ahnung, dass es Hausaufgaben gibt.«

Sie kicherte und zwinkerte mich fröhlich an. »Kein Problem«, sagte sie. »Dann schlage ich vor, Natalia nennt uns zu-

erst einmal ihre Top Five, und vielleicht fällt Ihnen ja später noch etwas ein.«

»Gut, also, Nummer eins«, las Lala vor. »Sam sucht sich einen Job. Nummer zwei, er beteiligt sich mehr im Haushalt. Und außerdem, Nummer drei, könntest du ein paar mehr Erledigungen übernehmen. Du könntest zum Beispiel schon mal Lebensmittel einkaufen, wenn ich bei der Arbeit bin, und mit den Vorbereitungen für das Abendessen anfangen. Oder die Garage aufräumen und dich um den Garten kümmern, statt den ganzen Tag in deinem Zimmer rumzusitzen.«

»Hey«, sagte ich. »Ich habe eine Idee. Warum verschwende ich überhaupt noch Zeit fürs Schlafen, wenn ich doch genauso gut deine Schuhe polieren könnte?«

Gladys gluckste, aber Lala fand das gar nicht lustig. »In dieser Ehe kommen meine Bedürfnisse einfach zu kurz«, sagte sie in ihrem neuen eisigen Businessston.

»Deine Bedürfnisse? Was bin ich denn, ein Bedürfnisbefriediger? Es klingt, als wolltest du die Bank wechseln, nicht den Ehemann.«

Gladys lachte noch einmal, und Lala funkelte sie wütend an. Gladys zuckte mit den Schultern. »Witzig ist er ja, das müssen Sie schon zugeben ...«

»Sehr witzig«, blaffte Lala.

»Tut mir leid«, sagte ich, wobei es mich insgeheim natürlich freute, dass die Therapeutin mich offenbar mochte – als ginge es darum, ihr zu gefallen, als würde sie einen Gewinner bestimmen und über unser Schicksal entscheiden. »Ich verstehe einfach nicht, warum das meine Aufgabe ist. Ich kann mich nicht erinnern, bei der Hochzeit irgendetwas Derartiges versprochen zu haben. Ich habe dir nur versprochen, dich zu lieben. Und das habe ich.« Ich sah mich um, suchte auf den Postern mit den Botschaften nach irgendeiner Hilfestellung. »Bedingungslos.«

Gladys hob die Hände. »Holen wir doch einmal tief Luft. Wir alle.« Das taten wir. »Gut. Also, es gibt drei Bereiche, in denen Paare in intakten Beziehungen Erwartungen aneinander haben: erstens, Geld und Pflichten, wer trägt was bei, zweitens, emotionale Unterstützung, und schließlich Sex. Die ersten beiden haben wir bereits angesprochen. Wie steht es um Ihr Sexualeben?«

Peinlich berührt über diese Frage aus dem Mund einer Omi mit Lippenstift auf den Zähnen und einer Lesebrille auf dem Kopf, zuckte ich mit den Achseln.

»Normal«, sagte ich.

Lala schnaubte. »Was für ein Sexualeben?«

»Nun«, sagte Gladys, »es ist mitunter nicht leicht, das Knistern aufrechtzuerhalten, wenn man in einer langjährigen Beziehung lebt oder wenn der Alltagsstress auf einem lastet. Dabei ist es überaus wichtig. Mein Mann Myron und ich gehen am Wochenende manchmal zu Partnertausch-Events und machen auf einer Nudisten-Ranch in der Wüste Urlaub. Das belebt uns so richtig. Letztes Jahr waren wir auf einer Swinger-Farm in Mexiko. Es war herrlich erfrischend.«

Ich nickte und hoffte, dass man mir meinen Ekel nicht ansah. Wie war Lala denn an diese Psychotante gekommen? Übers Internet? Die Craigslist? Sie wirkte unbeeindruckt. »Mein Problem ist, dass ich einen Mann, vor dem ich keinen Respekt habe, einfach nicht attraktiv finde. Ich muss jemanden bewundern und zu ihm aufschauen können.«

»Wie kannst du Respekt vor jemandem haben, der nackt ist?«, sagte ich. »Nächstes Mal trage ich eine Krawatte. Oder ein Scheitelkäppchen.«

»Ich möchte einfach nur einen Versorger«, sagte sie. »Du bist kein Versorger.«

»Leben wir hier in den Fünfzigern oder was? Was hast du denn geglaubt, wen du heiratest? Das hier bin ich. Du willst

einen traditionellen Ehemann? Du stehst ja auch nicht zu Hause hinterm Herd und kochst mir Abendessen, bügelst meine Hemden und kümmerst dich um meine Babys.« Sie wandte sich ab, sah zum Fenster hinaus, wo die halb hochgezogene Jalousie den Blick auf ein Stück Telefonleitung, einen zitternden Baumwipfel und ein paar blaue Himmelsfetzen freigab. Das war ein unbeabsichtigter Schlag unter die Gürtellinie gewesen. Oder vielleicht auch nicht. Lala und ich wollten ein Kind und hatten es fast das ganze letzte Jahr über versucht, aber sie war einfach nicht schwanger geworden. War an diesem Punkt alles in Scherben gegangen? Oder war es unser letzter Versuch gewesen, alles wieder zu kitten?

»Wie auch immer«, sagte ich, um das Thema zu wechseln. »Ich habe einen Job.«

»Was?« Die Tränen in ihren Augen versiegten, und ihr Lächeln verlor das Steife, Gereizte. »Machst du Witze? Seit wann das denn?«

»Seit gerade eben. Ich komme direkt vom Vorstellungsgespräch.« Ich tippte auf ihren Notizblock. »Das kannst du also schon mal streichen.«

Oma Gladys lächelte breit und faltete die Hände. »Na, wenn das kein rasanter Fortschritt ist, was?«

Lala tätschelte mir den Arm. »Hast du deshalb den Anzug an?« Es schien sie zu amüsieren, dass ich einen Job haben könnte, bei dem man einen Anzug tragen muss, so als wäre ich plötzlich Chef einer Anwaltskanzlei geworden. »Was ist es denn für ein Job?« Sie wandte sich auf der Couch zu mir, Lippen und Knie ein wenig geöffnet, eine einladende Körperhaltung, wie ich irgendwo gelesen hatte. Gladys beugte sich neugierig vor und drückte inbrünstig die Hände zusammen.

»Ich werde Detektiv.«

Gladys gurrte freudig überrascht und klatschte einmal in die Hände, so als hätte ich ihr gerade eine selbstgebas-

telte Muttertagskarte geschenkt. Lala starrte mich einfach nur an.

»Detektiv?«, fragte sie und wartete offenbar auf die Pointe.

»Na ja, Assistenz-Detektiv«, sagte ich und sah hilfesuchend zu Gladys hinüber. »Ich meine, ich fange ja gerade erst an.«

Sie nickte Lala zu. »Er gibt sich Mühe.«

»Dann gib dir noch mehr Mühe«, sagte sie tonlos. »Weißt du, für manche Männer ist es eine Frage des Stolzes, ihre Frauen zu versorgen. Sie wollen, dass es ihnen an nichts fehlt. Sie behandeln sie wie Prinzessinnen.«

Ich fragte mich, wer diese Männer wohl waren. Hatte ich je einen von ihnen kennengelernt? Waren es vielleicht die »Arschlöcher«, die ihr früher in ihren BMWs nachgefahren waren und sie mit glitzernden Armbanduhren und Skiurlauben zu ködern versucht hatten, die »Vollidioten« und »Sackgesichter«, die sie nur zu gern für mich in den Wind geschossen hatte? Mir fielen ihre Geschichten über den wohlhabenden älteren Geliebten ein, den sie verlassen hatte, als sie in die USA kam. »Du hattest deine Chance, einen reichen Mann zu heiraten«, sagte ich. »Weißt du noch? Du hast dich für mich entschieden.«

Ich holte tief Luft. Ich wollte nicht ärgerlich klingen. Eigentlich war ich gar nicht mehr sauer. Was empfand ich überhaupt? »Ich finde, dass du eine Prinzessin bist«, sagte ich. »Natürlich bist du eine Prinzessin. Meine Prinzessin.«

Milde gestimmt begutachtete sie erneut ihre Liste, so als wäre sie jetzt bereit, das eine oder andere zu streichen. Gladys nickte. Wahrscheinlich hätte ich ab da den Mund halten sollen, aber ich tat es nicht. Tue ich nie. »Aber vergiss nicht«, fügte ich hinzu. »Ich bin ein Prinz.«

Lala streckte den Rücken durch, und ihre Miene verhärtete sich. »Ich muss dir sagen, dass ich ernsthaft über eine



Scheidung nachdenke«, verkündete sie und sah mich mit matten Augen an. Schockiert erwiderte ich ihren Blick, sie hatte das S-Wort tatsächlich ausgesprochen. Dann faltete sie die Hände und schien um etwas zu bitten, aber worum? Um Verständnis? Meinen Segen? Um Vergebung? Für das, was sie getan hatte, oder für das, was sie noch tun würde?

»Keine Ahnung, was ich noch machen soll«, sagte sie zu Gladys. »Ich bin mit meinem Latein am Ende. Ich weiß nicht, wie ich bestimmte Dinge ändern soll. Wir streiten uns dauernd. Es geht einfach nicht mehr.« Verzweifelt wandte sie sich zu mir. »Du kannst mir doch nicht erzählen, dass du glücklich bist«, sagte sie resigniert.

»Nein«, erwiderte ich leise. »Kann ich nicht. Du hast recht. Ich bin todunglücklich.«

Ihr Gesicht wirkte jetzt erleichtert und traurig zugleich, erleichtert über das Traurigsein vielleicht, oder traurig über die Erleichterung.

»Nun ja«, sagte Gladys und sah seufzend auf die Uhr. »Wir müssen zum Ende kommen.«

**9** Ich fuhr zur Wohnung des Mystery Girl und parkte unter einem Baum. Spaulding Square war eine Hollywood-Bungalow-Kolonie in einer ruhigen Straße etwas abseits des Sunset Boulevard, mit der Art von Pseudostrandhäusern, die in den Zwanzigern und Dreißigern als Büros oder Filmsets gebaut worden waren und vor deren blauen Fensterläden mit der blätternden Farbe sich schmale Wege um verdorrnde Rosensträucher schlängelten. Ich stieg aus und tat, als würde ich eine Adresse suchen, was ja auch irgendwie der Fall war, und fand schließlich auch das Haus mit der Nummer fünf, ein uriges Zweizimmerhäuschen, etwas windig, aber recht apart, mit Kakteentöpfen auf der gefliesten Eingangstreppe

und einer altmodischen Lampe neben der Tür. Ich schlenderte herum, bis sich plötzlich hinter den dünnen Spitzengardinen etwas regte, dann setzte ich mich wieder ins Auto und ließ es ein Stück vorrollen, damit ich freie Sicht auf die Haustür hatte.

Ich zog den Stoffbeutel mit einigen der Gegenstände heraus, die ich laut Lonskys Empfehlung als »Ausrüstung« bei mir tragen sollte und schnell zusammengesucht hatte, als ich kurz zu Hause vorbeigefahren war, um mich umzuziehen, raus aus dem Anzug und rein in eine weniger auffällige Jeans und ein T-Shirt. Komplett abhaken konnte ich seine Liste nicht – ich besaß zum Beispiel keine Kamera und auch keine Theaterschminke, geschweige denn eine »Auswahl« an falschen Bärten –, aber ich hatte immerhin eine alte blonde Perücke, die Lala zu Halloween getragen hatte, als sie als Cheerleaderin gegangen war.

Ich holte zunächst einmal nur das Notizbuch hervor, schrieb meine Ankunftszeit hinein und »Zielperson zu Hause« und griff nach der Tüte mit Studentenfutter, die ich mir mitgebracht hatte, falls die Observation die ganze Nacht dauern sollte, zusammen mit der Wasserflasche, ein Designerteil, das Lala immer zum Yoga mitnahm. Fünfzehn Minuten darauf war meine Notration aufgebraucht. Eine halbe Stunde später musste ich pinkeln. Ich zog es in Erwägung, zur Tankstelle an der Ecke zu rennen, aber ich wollte nicht das Risiko eingehen, meine Zielperson aus den Augen zu verlieren, deshalb konzentrierte ich mich auf die Radionachrichten und sah zu, wie der Verkehr auf dem Sunset Boulevard vorbeiglitt. Langsam verstrich eine weitere halbe Stunde. Ich hielt es nicht mehr aus und eilte so unauffällig wie möglich zur Ecke. Dort behaupteten sie, keine Toilette zu haben, aber ich war mir nicht sicher, ob ich das glauben sollte. Ich rannte zurück zum Wagen und hoffte, dass meine Zielperson noch da

war. Meine Notlage war jetzt wirklich akut, und ich hatte Sorge, ich könnte einen bleibenden Nierenschaden davontragen. Exakt siebzehn Minuten später kapitulierte ich und ließ es laufen – in die Luxuswasserflasche meiner Frau. Zuerst wollte ich sie wegwerfen, aber dann fiel mir wieder ein, dass sie fünfzehn Dollar gekostet hatte und sich daran ein lächerlicher Streit entzündet hatte, also schraubte ich sie zu und steckte sie in die Tasche. Ich wollte sie später mit kochendem Wasser sterilisieren. Ich lachte reumütig, als ich mir vorstellte, wie wütend Lala werden würde, sollte sie das je herausfinden. Dann wurde ich traurig, weil ich mir vorstellte, wie herzlich wir ein paar Jahre zuvor über dieselbe Geschichte gelacht hätten. Was war passiert? Was lag ihr an einer blöden rosafarbenen Wasserflasche? Warum machte es keinen Spaß mehr, mit ihr verheiratet zu sein? Oder mit mir?

Ich zog meinen Proust aus der Tasche (Band eins der dreibändigen Moncrieff-Rafferty-Übersetzung, die silber-schwarze Taschenbuchausgabe, die man allorts sieht). In diesem einen Detail hatte Lonsky nicht hundertprozentig richtiggelegt: Die Bücher dienten dazu, meine Tasche zu füllen, ja, aber Proust war nicht von ungefähr dabei. Dieser Band, ein dicker Block hauchdünnen Papiers, glatt und schwer und trotzdem luftig wie ein Rührkuchen, hatte neben mir auf dem Kissen geschlummert, da wo sonst immer Lala geträumt hatte. Ich hatte Proust immer geliebt, aber jetzt las ich ihn ebenso besessen wie planlos, so wie andere Leute die Bibel an einer beliebigen Stelle aufschlagen, um in leidvollen Zeiten Trost und Rat zu finden. Ich hatte mich auf den irrationalen Gedanken versteift, dass fast jeder Absatz, den der Zufall hochspülte, eine Antwort auf mein aktuelles Dilemma bereithielt. Proust selbst hätte nur mitleidig gelacht: Niemand hatte weniger Glauben an Gott, den Menschen (Mann wie Frau) oder die Aussicht besessen, dass Ersterer oder Letzterer

irgendetwas auf die Reihe bekommen würde. Ich schlug das Buch auf und las:

*»Er fühlte sich eifersüchtig auf jenes andere Selbst, das sie geliebt hatte.«*

**10** Die Sonne ging unter, auch wenn ich sie von da, wo ich saß, nicht sehen konnte. Der Abend schien wie das Grundwasser einfach aus der Erde zu quellen. Die Schatten der Palmen wurden länger. Die Silhouetten von Autos und Veranden breiteten sich aus und wurden dunkler, kletterten die Wände hoch, bedeckten Hügel und Gehwege und stiegen wie Rauch in die Luft. Ein schleichender Autokorso mit vereinzelten Scheinwerfern fuhr vorbei, als wäre er auf dem Weg zu einer Beerdigung im Osten der Stadt. Ein Stern stand am Himmel, gestochen scharf und hoch über den Bergen, die irgendwo dort drüben sein mussten, jetzt aber unsichtbar im Dunkel lagen. Dann wurde hinter den Spitzengardinen im Bungalow Nummer fünf eine warme gelbe Lampe eingeschaltet.

Ich stieg aus dem Wagen und huschte geduckt über die Straße wie ein Soldat, der auf Position geht. Da ich mir nicht nur albern, sondern auch total auffällig vorkam, richtete ich mich schließlich auf und schlenderte unter den Palmen entlang, als würde ich dort hingehören. Lonsky wollte Details, und im Halbdunkel konnte ich mich unbemerkt an ihr Haus anschleichen, auch wenn die Tatsache, dass ich gerade im Dienst war, die Aktion im Grunde nicht weniger illegal oder voyeuristisch machte. War ich ein Privatdetektiv oder ein Spanner? Jetzt hörte ich aus Nummer fünf Musik. Es war Prince. Ramona Doons Gardinen hingen vor dem offenen Fenster. Es war windstill. Niemand sah zu. Ich versteckte mich im Gestrüpp.

Hundescheiße. Der Geruch stieg mir augenblicklich in die Nase, als ich durch die Büsche kroch oder eigentlich eher unter ihnen hindurch, ein paar wenige knorrige Äste bedeckt von welken Blättern und Blüten. Was für Sträucher es waren, weiß ich nicht, irgendwelche Büsche mit jeder Menge altem Zeug darunter. Dort hockte ich, hörte Prince (diesen Song, laut dem man kein Star sein muss, um über seine Welt zu herrschen. »Kiss«?) und versuchte eingeschüchtert den Mut zu finden, um ins Hausinnere zu sehen. Ich war gespannt. Oder ein Spanner. Ich hielt die Luft an und hob den Kopf über das Fensterbrett. Und sah nichts. Oder jedenfalls keine Menschenseele. Natürlich sah ich Gegenstände, und Lonsky würden sie sicher genug Anhaltspunkte liefern, um daraus eine ganze Biografie zu rekonstruieren, aber für mich war es nichts als Mobiliar: eine rostrote Couch, ein Schaukelstuhl und an einem runden Tischchen zwei Holzstühle im Café-Stil. Auf dem Tischchen eine Vase mit einer Sonnenblume darin. Ein Fernseher, ein paar Bücher, hauptsächlich Taschenbücher. Die Titel konnte ich aus der Entfernung nicht erkennen. An der Wand hing ein indischer Teppich. In der Ecke stand ein Schreibtisch mit einem eingeschalteten Computer darauf und daneben eine Kaffeetasse und ein Löffel. Die Tür zum hinteren Zimmer stand einen Spalt offen. Von dort kam die Musik.

Voller Entschlossenheit hockte ich mich wieder hin – dieses Detektivspielen ging ganz schön auf den Rücken –, dann schlich ich die Hauswand entlang zum Schlafzimmerfenster. Es stand ebenfalls offen, verhängt mit einer weiteren Spitzengardine. Erneut hielt ich die Luft an, als könnte ich mich durchs Atmen verraten, schob mich vorsichtig hoch und spähte über den Fensterrahmen.

Sie tanzte. Vor allem tanzte sie genau wie Prince, oder wenigstens kam es ziemlich nah an das heran, was ich aus

dem Video noch in Erinnerung hatte. Nur anders angezogen war sie, sie trug einen rosafarbenen Slip und ein weißes T-Shirt. Sie war barfuß und hatte pink lackierte Fußnägel, und ihre Brüste wippten, während sie ihm Rhythmus der wummernden Bässe die Hüften schwang. Ihre Haut war perfekt gebräunt. Ihr schwarzes Haar schwang hin und her und schwebte wolkenhaft um ihren Kopf, ihre Lippen formten die Worte von Prince. Sie hatte die Augen fest geschlossen, was mir ein sicheres Gefühl bescherte. Als die Gitarre einsetzte, zitterte sie plötzlich wie unter Strom, hüpfte in die Luft, drehte sich um dreihundertsechzig Grad und landete in einem James-Brown-Spagat. Dann sprang sie direkt wieder auf, wirbelte exakt auf dem Drumbeat einmal um die eigene Achse und begann von vorn, diesmal mit dem Rücken zu mir. Ihr runder Po zuckte. Ich konnte nicht anders, als mitzunicken.

Dann begann ein anderer Song, vielleicht hatte sie den iPod auf Shuffle gestellt, diesmal eine ruhige Nummer, die ich ebenfalls kannte. Es war »Dark End of the Street«, gesungen von dem unvergleichlichen Percy Sledge. Lala und ich hatten dazu getanzt. Oder vielmehr hatte sie dazu getanzt. Ich war ein Bewegungslegastheniker, aber sie beherrschte die ganzen alten Tänze, Cha-Cha, Foxtrott, Walzer. Und sie liebte Oldies, alles Soulige aus den Sechzigern und Siebzigern, genauso wie mexikanische Evergreens, die Cholo-Musik, die in den Barrios immer noch gespielt wurde und die ich auf ihren CDs entdeckte, wie Brown-Eyed Soul oder East Side Story. Natürlich war ich zu schüchtern, um in der Öffentlichkeit zu tanzen, und zu tollpatschig, um mich überhaupt einigermaßen ansehnlich zu bewegen, aber sie brachte mir den Cholo bei, einen Tanz, den sogar ich lernen konnte. Man schlang einen Arm um die Taille seines Mädchens, während sie einem beide Arme auf die Schultern legte, und wiegte sich zusammen im Takt, unglaublich langsam und lässig,

ohne sich groß zu bewegen. Manche Männer steckten die freie Hand sogar in die Hosentasche. So standen wir dann engumschlungen allein in der Küche, wo uns niemand sehen konnte, und tanzten mit geschlossenen Augen auf der Stelle.

Plötzlich knirschten Schritte auf dem Kiesweg, und ein Hund begann zu bellen. Ich kam mir vor wie in einem Kriegsgefangenenfilm, duckte mich noch tiefer und spähte durchs Gebüsch. Außer langen, unheimlichen Schatten sah ich nichts. Das Bellen kam näher. Wieder hielt ich die Luft an.

»Braves Mädchen, Sparkle, braves Mädchen!«, hörte ich eine anspornende Männerstimme. »Los, hol's dir!«

Entsetzt hörte ich, wie der Hund laut schnüffelnd durch die Äste kroch, er bellte jetzt heftiger und hatte meine Spur aufgenommen. Ich wollte fliehen, aber der einzige Fluchtweg führte durch das Gebüsch, wo das Herrchen dieser Töle wartete. Ich machte mich auf einen Angriff gefasst. Plötzlich sah mich aus dem Unterholz eine kleine, dürre Kreatur an, irgendein Terrier mit funkelnden Teufelsaugen und gefletschten Zähnen.

»Psst, psst«, machte ich leise, aus Angst, mich zu verraten. Das kleine Mistvieh bellte mich an. Sein Herrchen rief.

»Was ist denn da, Spark? Ein Mäuschen?«

Ich drückte mich noch tiefer unter das Fensterbrett, und obwohl ich mich kaum noch zu bewegen wagte, bewarf ich meine Peinigerin mit einem Kieselstein. Daneben. Der Hund bellte noch aufgeregter. Das rief Ramona auf den Plan. Direkt über mir beugte sie sich zum Fenster hinaus, wie Julia. Wie versteinert vor Angst, lehnte ich an ihrer Hauswand. Ich hätte ihr Haar und den Baumwollstoff ihres T-Shirts mit dem Gesicht streifen können oder mit meinem Atem ihre Nase kitzeln. Nur ein paar Zentimeter von meinem Kopf entfernt, umgriffen ihre Finger das Fensterbrett. Ihre Nägel waren rot lackiert.

»Schschscht, weg da!«, schrie sie die kläffende Töle an. »Ruhe hier!« Dann schloss sie das Fenster. Der Hund rührte sich nicht von der Stelle, hörte aber immerhin auf zu bellen, so als würde er dieses Spielchen schon kennen. Er hockte sich hin, sah mir geradezu spöttisch in die Augen und kackte ein weinkorkengroßes Würstchen an die Wurzeln des Busches.

»Komm schon, altes Mädchen. Mach, dass du fertig wirst«, rief der Besitzer. Sparkle beendete ihr Geschäft, und als wollte sie ihrer Verachtung Nachdruck verleihen, drehte sie sich um und scharrte mit den Pfoten etwas Dreck in meine Richtung. »Braves Mädchen!«

Die Schritte entfernten sich. Mein Herz begann allmählich wieder zu schlagen, und mir fiel auf, dass der Song zu Ende war. Jetzt war es still. Ich atmete ein paar Mal ein und aus, nicht allzu tief wegen des frischen Hundewürstchens unweit von meinen Füßen, dann hielt ich nach Ms. Doon Ausschau. Sie stand an einer kleinen Küchenzeile im vorderen Raum, wo sie Brokkoli und Hühnchen in Stücke schnitt, die sie zusammen mit Zwiebeln in eine Pfanne mit zischen-dem Öl warf, bevor sie das Ganze mit Sojasoße übergoss. Das Essen roch gut, und mir fiel auf, dass ich Hunger hatte. Wann hatte ich zuletzt etwas gegessen? Ich wusste es nicht mehr. Wahrscheinlich war es das Pitabrot mit Erdnussbutter und Marmelade gewesen, das ich irgendwann am frühen Nachmittag runtergeschlungen hatte, kurz vor dem Treffen mit Lonsky. Essen, genau wie Wäschewaschen, Sex und Schlaf, war fortan nicht mehr Teil meines Alltags.

Während Ramona ihr Abendessen zubereitete und aß, hockte ich im Staub und lauschte den Palmen. Ich weiß nicht, ob Sie das Geräusch kennen. Wenn die Brise auffrischt, geraten die langen, schlanken Stämme der Kokospalmen in Bewegung und die Wedel oben an der Krone schlagen krachend und kratzend gegeneinander. Es ist, als würde man nachts an



Bord eines Schiffes liegen, weit draußen auf dem Meer, und horchen, wie sich der Rumpf in den Wellen wiegt und die Takelage knarrt. Wenn man aber den trockenen Wind spürt und die Bäume flüstern hört, erinnert man sich wieder daran, dass L.A. kein Strand ist, sondern eine Wüste.

Meine Gedanken drifteten zurück zu meinem eigenen Leben, hinter ein paar Hügeln in einem leeren Haus. Diese Vorstellung schnürte mir die Kehle zu. Wie ein Hund wurde ich an der kurzen Leine der Liebe ein ums andere Mal zurückgezerrt und an den immer gleichen Pflock gebunden. Deshalb sind alle Bücher über Obsessionen bis zu einem gewissen Grad kunstvolle Lügen: echte Obsession, immer wieder und wieder ein und denselben Gedanken zu denken, ist so langweilig, dass kein Mensch es lesen könnte. Alle großen Liebeskranken der Literatur, Stendhal, Miller, Hamsun, Nabokov und selbst Proust (der es zweifelsohne am weitesten treibt), verwandeln diese endlose Obsession, diese Monotonie von Schmerz und Verlangen in Genuss, in Kunst. Die einzige Ausnahme bildet de Sade, bei dem von blutschänderischer Vergewaltigung, Fäkalienessen und Häutungen am lebendigen Leibe alles auf exquisite, transzendente und hypnotische Weise langweilig ist. Nur er hat, eingesperrt in den Mauern der Bastille, ein Werk erschaffen, das es in seiner Monstrosität mit dem Monster des obsessiven Begehrens aufnehmen kann.

Nun kann meine Frau so absolut gar nicht kochen, weshalb ich bei uns zu Hause immer den Küchenchef gegeben habe, während sie das Spülen übernahm, aber als mir an diesem Abend die karamellisierten Zwiebeln der Dark Lady in die Nase stiegen und die Sojasauce, die süß in ihrer Pfanne köchelte, lechzte ich regelrecht nach dem praktisch ungenießbaren Fraß, den Lala mir bei einem unserer ersten Dates gekocht hatte. In ihrer kleinen Wohnung servierte sie mir

damals bei Kerzenschein ein trockenes, viel zu lange gebratenes Steak, das in Konsistenz und Geschmack einem versengten Autoreifen ähnelte, Reis, der matschig und gleichzeitig zu hart war, und schlappes, totgekochtes Gemüse, und das alles so versalzen, dass ich mein Wasserglas zweimal nachfüllen musste, um es hinunterzubekommen. Aber ich aß es. Ich aß alles auf und bat um Nachschlag, und während ich da unter dem Fenster hockte, versetzte mir die Erinnerung an diese Mahlzeit, eine der großen meines Lebens, einen Stich ins Herz, denn als sie mir dieses ekelhafte Zeug vorsetzte, wusste ich, dass sie verliebt war. Und als ich es ohne zu würgen runterbekommen hatte, wusste sie, dass auch ich sie liebte.

Jetzt ging wieder die Musik an, Soul, und ich sah auf die Uhr. Es war zehn. Ramona war in ihrem Schlafzimmer, tanzte dort sicher wieder. Zwar nicht steif vor Angst, dafür aber steif in den Gelenken (wie schnell uns die Angst verlässt, und wie schnell sie wieder zurückkommt), hievte ich mich hoch und spähte hinein.

Falsch. Sie tanzte nicht. Unverblümt gesagt – sie machte es sich selbst. Mit weit gespreizten Beinen saß sie auf dem Bett, aufrecht, die Schultern zurückgezogen und einen Arm hinter dem Rücken aufgestützt. Die andere Hand steckte in ihrem Slip, und ihre Finger spielten virtuos unter dem Baumwollstoff. Ihre Brüste zitterten, und ihr Atem wurde schneller. Als wäre das alles nicht schon schockierend genug, machte mir etwas anderes noch viel mehr Angst: Sie starrte mich direkt an.

Ich schnappte erschrocken nach Luft, was sie zum Glück nicht hörte, weil Al Green so laut betete. Mein Hirn gab das Kommando zum Wegrennen, aber ich war wie gelähmt. Ich musste sie einfach anstieren. Wie immer war ich gebannt von diesem Anblick wie von einem Wunder. Zeig mir eine

nackte Frau, und ich gehe mit einem brennenden Schiff unter. Sie unterdessen ließ sich allein von ihrem Tastsinn leiten, starnte, während ihre Finger flink und präzise ihr Werk verrieten, erhobenen Kopfes nach vorn, so als würde sie, den Blick ins All gerichtet, aus Millionen von Lichtjahren ein Signal empfangen. Ich Trottel dachte zuerst, sie genießt es, dass ich zusehe, sie zieht eine Show für mich ab! Aber dann fiel der Groschen: innen Licht, außen Dunkelheit. Sie sah mich überhaupt nicht, sah nichts außer ihrem eigenen Spiegelbild in der Scheibe. Sie betrachtete sich selbst.